



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

W.: Zur Geschichte Oesterreichs in den Jahren 1801 bis 1809.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ferner erscheinen in Köln außer dem „Pastoralblatt“ die Organe mehrerer frommer Vereine: die „Jahrbücher des Vereins zur Verbreitung des Glaubens“, die „Jahrbücher des Vereins vom hl. Vinzenz von Paul“ und „Das heilige Land.“ Der Verfasser nennt sodann das „Bonifaziusblatt“ in Limburg, das „Pastoralblatt“ in Münster, das „Westfälische Kirchenblatt“ und die Predigtzeitschrift „Chrysologus“ in Paderborn. Unterhaltungsblätter dieses Kalibers sind die ebenfalls in Paderborn herauskommenden „Feierstunden.“ Katholische Naturwissenschaft lehrte die seit längerer Zeit schon zu Münster erscheinende, früher von dem bekannten Professor Michelis redigirte Zeitschrift „Natur und Offenbarung“. Hauptorgan der „christlich-sozialen“ Partei Deutschlands, die es bei den letzten Wahlen zu einem Vertreter im Reichstage brachte, sind die „Christlich-sozialen Blätter“, welche in Aachen ihre Redaktion haben, und welche unsere Schrift lebhaft empfiehlt. Endlich gibt es in Preußen zwei katholische Organe für literarische Kritik, welche nach der Meinung des Herrn Woerl, der das als Buchhändler wissen muß, „Ausgezeichnetes leisten und sich kühn mit den einflußreichsten akatholischen Literaturorganen messen können.“ Das ältere ist der „Literarische Handweiser“ in Münster, 1862 gegründet, jetzt von Dr. Franz Hülskamp redigirt und in circa fünftausend Exemplaren verarbeitet. Das jüngere, erst zwei Jahre alt, ist die von dem Weltgeistlichen J. Köhler in Aachen geschaffene „Literarische Rundschau“, welche unser Verfasser als „ein gut ausgestattetes und inhaltsreiches Organ, dessen kritische Besprechungen selbständigen Werth besitzen“ bezeichnet.

Man sieht aus diesen Mittheilungen, denen dann weitere über die übrigen Länder Europas sowie über die ultramontane Presse in Amerika folgen, daß Rom eine recht stattliche Reihe von Vertretern in der Presse aufzuweisen hat. Viel helfen aber wird den schwarzen Herren dieses Rüstzeug nicht, und die staatsfeindliche Macht, für die es aufgestellt ist, wird trotz aller großen Wortgehorchen und sich beugen müssen; denn, wie sagte gleich Fürst Bismarck? — Wir gehen nicht nach Canossa.

Zur Geschichte Oesterreichs in den Jahren 1801 bis 1809*).

Wie sehr sich der Verfasser in dem Wiener Staatsarchiv heimisch gemacht, hat er schon durch manche schätzenswerthe Publikation bewiesen. Von jener Stelle, von welcher, seit die dortigen Quellen durch die liberale Verwaltung

*) Zehn Jahre österreicher Politik 1801—1810. Von Adolf Beer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877.

von Arneths in Fluß gebracht sind, ein so stattlicher Strom historischer Erkenntniß nach den verschiedensten Gebieten ausgeht, werden uns auch hier neue Belehrungen gebracht. Die hier von Adolf Beer behandelte Zeit liegt mitten inne zwischen den Parteien, für welche hauptsächlich insolge der Polemik von Wivenots u. A. gegen von Sybel und Häuser das erwähnte Archiv in umfassendster Weise ausgebeutet ist, und derjenigen Epoche, für welche vom gleichen Orte neuerlich durch Dncken (Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege) so manches überraschende Licht gewonnen worden ist. Eben für die zehn hier behandelten Jahre — für die Zeit L. Cobenzls und Franz Colloredos sowie für diejenige des Grafen Stadion — war die Eröffnung eines tieferen Einblickes in das Innere der österreichischen Staatsleitung, in die Beweggründe und Gesichtspunkte der österreichischen Staatsmänner, überaus wünschenswerth. Waren wir doch bisher in Hinsicht auf diese Partie von eigentlich österreichischen Quellen — wofern man nicht die unzuverlässige Hornmaysche Denkwürdigkeiten-Literatur hierher ziehen will und sofern man das eigentlich Kriegsgeschichtliche abrechnet — bis vor Kurzem fast gänzlich verlassen.

Das vorliegende Werk geht nun daran, diese Lücke ausfüllen zu helfen. Um seinen Inhalt zu bezeichnen, ist zunächst zu sagen, daß wir hier bei dem Worte „Politik“, nur an die auswärtige Politik zu denken haben. Auf das Innere, auf Verfassungs- und Verwaltungswesen, fällt nur ganz gelegentlich ein Licht, hauptsächlich um uns auch hier erkennen zu lassen, wie sehr in dieser österreichischen Monarchie über der Verfolgung der Machtinteressen der rechte Sinn und die rechte Sorge für das Innere nicht aufkommen wollte — ein Mangel, der sich dann doch immer auch in der auswärtigen Politik, sobald es galt, derselben durch positive Kraftentwicklung den rechten Nachdruck zu geben, auf das Empfindlichste rächte. Auch die auswärtige Politik Oesterreichs aber wird uns hier nicht in einer Weise, die Allseitigkeit und Abrundung anstrebte, zur Anschauung gebracht. Aus dem reichen Schatze von Aktenstücken, welche dem Verfasser vorgelegen, wird uns der thatsächliche Inhalt, je nachdem er Bemerkenswerthes ergab, und ungefähr in derjenigen Folge, wie sie sich dem Verfasser beim Durchlaufen der nach gewissen Gruppen geordneten Dokumente darbot, mitgetheilt. Eine Verarbeitung und Anordnung des vorgefundenen Stoffes nach allgemeineren Gesichtspunkten, eine Ergänzung und Verbindung desselben mit anderswoher Geschöpftem lag nur wenig in der Absicht, und auf vorhandene Geschichtswerke wird äußerst selten Bezug genommen. Als eigentliche Aufgabe hat sich der Verfasser gestellt, nicht sowohl mit dem Buche selbst ein Werk der Geschichtschreibung zu liefern, als vielmehr in knapper Form eine Fülle von Material für eine künftige historiographische Verwerthung zur Verfügung zu stellen. Einen be-

sondern Dank erwirbt er sich, indem er im Anhang eine Reihe höchst interessanter, von ihm benutzter Dokumente ihrem Wortlaute nach zum Abdrucke bringt.

Fassen wir nun den Charakter der österreichischen Regierungsthätigkeit ins Auge, so sind es zwei sehr kontrastirende Hälften, in welche das hier mitgetheilte Material zerfällt: 1801—1805 und 1806—1809. Das Bild von den Zuständen nach dem Luneviller Frieden (Februar 1801) bestätigt und illustriert durch eine Menge von Detail, was uns über die Zustände der maßgebenden Kreise in allgemeinen Zügen auch durch nicht österreichische Quellen, bezw. durch Hormayr bekannt gegeben war. Nach einer kurzen Waltung des „Duzenddiplomaten“ Lehrbach, des „vertrauensseligen“ Trautmannsdorf tritt Ludwig von Cobenzl in die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ein, der Mann, „an dessen Schnurren und Scherzen und stark aufgetragenen Schmeicheleien die Kaiserin Katharina Gefallen gefunden hatte“, der routinirte Unterhändler, für den Posten als leitender Staatsmann aber aller Eigenschaft entbehrend, von cynischer Welt- und Menschenauffassung und großer Gedankenbar. Und dieser Mann sollte helfen in und aus Situationen, wie sie für eine Großmacht nicht leicht verlegenheitsvoller gedacht werden konnten. Der bisherige Gegensatz gegen Frankreich wirkt noch nach und erhält namentlich aus den italienischen Dingen immer neue Nahrung; von Rußland sieht man sich durch die argen Zerwürfnisse, unter denen die zweite Koalition geendet und durch welche Kaiser Paul sogar einer innigen Verbindung mit dem soeben bekriegten Frankreich nahegekommen war, getrennt; auch die Verhältnisse zu England sind gelockert. Der Antagonismus gegen Preußen beherrscht, zwar nicht mehr in dem Maße wie unter Thugut, die österreichische Politik; über ihn hinauszukommen ist man aber doch nicht im Stande. Dringend des Friedens bedürftig und ohne Rath, wie man mit leidlichen Ausichten Krieg führen möge, findet man sich doch immer neu herausgefordert durch immer neue Verluste, denen im friedlichen Wege nicht vorgebeugt werden kann; sucht man sich etwa gegen die Eine der Großmächte in bessere Stellung zu bringen durch Annäherung an eine andere, so springt regelmäßig einer derjenigen Differenzpunkte, in denen man sich zu dieser letzteren befindet, in den Vordergrund und bringt den Zustand der Isolirung, in der man sich befindet, zu verstärktem Bewußtsein.

Man weiß: es war französischer und an zweiter Stelle russischer Einfluß, der die Hauptentscheidungen abgab bei der Erledigung der ungeheuren Aufgabe, die dem deutschen Reiche aus dem Luneviller Frieden erwuchs: bei der Entschädigung derjenigen Fürsten, die durch Abtretung des linken Rheinuferes an Frankreich Verluste erlitten, und — da diese Entschädigung voraus-

sichtlich auf Unkosten der geistlichen Landesherrlichkeiten geschehen mußte — bei der vollständigen Umwälzung aller bisherigen Reichsverhältnisse, die mit dem Verschwinden der Bischöfe und Aebte aus den Reihen der Fürsten, der Reichsstände, nothwendig verbunden war. Durch jenes enge Zusammenwirken Frankreichs und Rußlands fühlte sich nun mitunter auch Preußen gedrückt, und es mochte sich in Wien eine Hoffnung regen, durch Herstellung eines besseren Vernehmens mit dem deutschen Rivalen sich gegen jene Beiden in eine leidlichere Verfassung zu setzen. Wäre es nur nicht gerade jenes Entschädigungswerk gewesen, durch welches niemand so sehr, als eben Oesterreich und Preußen, sich immer und immer wieder in einen Widerstreit unter einander selbst, einen Widerstreit allergrößter, weil allermateriellster Art getrieben sahen. Oesterreichs hartnäckige Bestrebungen, von geistlichen Landesherrlichkeiten zu retten, was sich retten lassen mochte, sind bekannt; Preußen war schon durch seine eigensten Erwerbsaussichten darauf angewiesen, rüstig am Säkularisationswerke mitzuarbeiten, und hatte sich hierin der vollen Zustimmung Rußlands und Frankreichs zu erfreuen. Aber mit ganzer Kraft gegen das widerwärtige Säkularisationsprinzip sich zur Wehr zu setzen, fand Oesterreich ein lästiges Hinderniß auch bei sich selbst: in der Sorge um den Bruder des Kaisers, der auch seinerseits, für den Verlust von Toskana, auf deutschem Boden eine Schadloshaltung beanspruchte und sie hier doch schwerlich anders als in geistlichem Gute erlangen mochte. Natürlich aber, daß dann auch wieder in diesem Anspruch des Toskaners und der Befürwortung desselben durch Oesterreich der preußische Hof einen unliebsamen Anknüpfungspunkt fand, um mit verdoppeltem Nachdruck seinen Verwandten, den Dramiern, eine reichliche deutsche Entschädigung für die verlorene holländische Erbstatthalterwürde zu verlangen. Welch ein Glück, wenn es da gelungen wäre, dem Bruder des Kaisers das italienische Großherzogthum zu bewahren! Dann ging Oesterreich der Aufgabe, ihn in Deutschland zu entschädigen, ganz aus dem Wege und konnte hier um so unbeirrter gegen die Säkularisationsbestrebungen und für möglichste Aufrechthaltung der bestehenden Zustände arbeiten; auf dem italienischen Boden aber stand man dann nicht, mit dem erst kürzlich erworbenen venetianischen Besitz, ganz vereinsamt einer durchweg von Frankreich dominirten Welt gegenüber. Eben aber auf diesem italienischen Boden, auf welchen sich Wunsch und Begierde Oesterreichs um so sehnlicher richtete, je gedrückter und gedrängter man, dem Zusammenwirken dreier Großmächte gegenüber, sich in Deutschland fühlte — eben auf diesem italienischen Boden gefiel sich jetzt Frankreich in immer ausschließlicherer Geltendmachung seines Einflusses, immer größerer Ausdehnung seiner Anmaßungen; und den rechten Werth für Oesterreich hätte doch auch die Behauptung Toskanas erst dann gehabt, wenn sich das Verlangen hätte

verwirklichen lassen, zu Toskana noch ein paar abgerissene Stücke des Kirchenstaates hinzuzuerhalten und damit einen Zusammenhang zwischen den Besitzungen des Kaisers und denen seines Bruders herzustellen.

Vielleicht geben diese wenigen, aufs Gerathewohl herausgegriffenen Dinge einen Eindruck von den Peinlichkeiten und Widersprüchen überhaupt, in denen die österreichische Politik sich abquälte. Das Ende war, daß in Italien nichts erreicht wurde und die französische Uebermacht sich immer weiter ausbreitete, in Deutschland aber durch den Reichsdeputationshauptschluß (1802/3) die geistliche Fürstengewalt — diese Hauptstütze österreichischer und kaiserlicher Autorität — mit kaum nennenswerther Ausnahme ein Ende fand. Preußen und Baiern — das letztere in recht ausgesuchter Weise eben da, wo es für Oesterreich am unbequemsten sein mußte — erhielten stattlichen Zuwachs. Was noch von Reichsverfassung übrig blieb, war eine Maschine, welche, überhaupt nicht mehr arbeitsfähig, auch zu den niederen und unregelmäßigen Diensten, die sie für Ausnutzung fremder Kräfte in österreichischem Interesse früherhin noch geleistet hatte, sich nicht mehr gebrauchen ließ.

Das Aussehen der Dinge ändert sich, als, von 1803 an, der Einklang zwischen Rußland und Frankreich verloren geht und im Kaiser Alexander immer entschiedener die Absicht auf Eindämmung der französischen Macht, auf eine Neugestaltung der europäischen Staatenverhältnisse überhaupt sich entwickelt. Statt aber zum reinen Genuß eines Vortheils aus dieser Entzweiung derer, durch deren Zusammenstehn man bisher belästigt worden war, zu gelangen, fand sich die österreichische Politik nur in neue Rathlosigkeiten verwickelt. Nach wie vor fühlt sie ein starkes Bedürfniß, sich den Frieden zu erhalten — um so stärker, da der Krieg, wenn man ihn im Bunde mit Rußland gegen Frankreich aufnahm, zunächst mit seinem ganzen Schwerpunkt auf Oesterreich fallen, Rußland erst an zweiter Stelle treffen mußte. Wie aber dem immer stärkeren, immer herrischeren Andringen des russischen Hofes auf die Dauer widerstreben, ohne auf der einen Seite den Vorrang in der Gunst des Zaren an Preußen zu verlieren, andrerseits sich ganz hilflos den immer rücksichtsloseren, immer bedrohlicheren Ausschreitungen Frankreichs bloßgegeben zu sehn! Wäre nur wenigstens Preußen mit in die Bewegung gegen Frankreich hineinzuziehen gewesen! Aber welche klägliche Unentschlossenheit in der preussischen Politik jener Tage! Und welche russischen Ungeschicklichkeiten, durch die jener Unentschlossenheit ein Ziel gesetzt werden sollte! Der dringende Wunsch, sich ohne Krieg durchzuhelfen, solange es nicht absolut unmöglich, das Bemühen, sich selbst den Glauben an einige Mäßigung Frankreichs einzureden trotz aller Beweise vom Gegentheil, — die Besorgniß, durch hartnäckige Behauptung einer friedlichen Haltung alle Fühlung mit Rußland zu verlieren, — die Ungewiß-

heit, ob man ohne Preußen losschlagen dürfe, und die Zweifel, ob auf dem von Rußland beliebten Wege Preußens Mitwirkung zu erlangen sei — dies und noch manches andere kämpft und arbeitet durch und gegen einander, bis man, mehr geschoben als selbständig einerschreitend, in jenen Krieg von 1805 hineingeräth, der mit der furchtbaren Katastrophe von Ulm seinen Anfang, mit der zerschmetternden Niederlage von Austerlitz seinen Ausgang nahm.

Wie ganz anders nun der Charakter der österreichischen Politik nach den gewaltigen Demüthigungen dieses Krieges! Es ist neuerlich so oft, in enger Verbindung mit dem Freiherrn Karl Friedrich von Stein, des Grafen Friedrich von Stadion Erwähnung geschehen, daß wir diesen Namen jetzt nur zu nennen brauchen, um eine bestimmte Reihe von Vorstellungen in der Seele unserer Leser anzuregen. Freilich, die Gegenwirkungen, die Stadion in der Persönlichkeit seines Monarchen, in der Beschaffenheit derer, mit denen er zusammen arbeitete, in der ganzen Natur des Bodens, auf dem er stand, zu überwinden hatte, sie waren noch von weit stärkerer Kraft, als diejenigen, welche Stein in Preußen kennen lernte; für die Entschiedenheit und Konsequenz der eigenen Gesichtspunkte des Grafen gewinnen wir aber hier, wo uns auch in jene Gegenwirkungen ein näherer Einblick eröffnet wird, eine Anzahl neuer, schätzenswerther Belege. Unter den Vertretern einer energischen Politik gewinnt uns daneben Metternich in seinen Rathschlägen und Meinungsäußerungen aus dieser Zeit eine Achtung ab, die mit den Ergebnissen von Dückens Untersuchungen über seine Haltung in dem Jahre 1812/13 in guter Harmonie steht. Nach einer anderen Richtung hin nimmt es unser Interesse in Anspruch, hier aus österreichischen Berichten auf die eigenthümliche Haltung Talleyrands in den Jahren 1808/9 ein Licht fallen zu sehen — auf die gewissermaßen selbständige Politik, die er neben der Politik des Kaisers Napoleon zur Geltung zu bringen suchte und in welcher ein gutes Vernehmen mit Oesterreich eine der ersten Stellen einnahm.

Hauptsächlich die spanische Volkserhebung gegen Napoleon war es bekanntlich, wodurch Stadions Bestrebungen am österreichischen Hof reineren Spielraum gewannen und wodurch sie zugleich in bestimmtere Wege gebracht wurden. Das Verfahren Napoleons gegen die spanische Königsfamilie bewies, daß kein weiches Nachgeben den Uebermuth des Imperators zu beschwören, die Vernichtung von den Nachgiebigen abzuwenden vermöge; zugleich aber gab der Aufstand selbst und der Umfang, in welchem er alsbald die französischen Streitkräfte in Anspruch nahm, allenthalben Hoffnung auf die Möglichkeit einer Erschütterung der Napoleonischen Macht. Und wie ganz anders nun die Vorbereitungen zu dem großen Kampf von 1809, als die Veranstaltungen im Frühling und Sommer 1805! Sehr anziehend ist die Fülle von einzelnen

Zügen, in denen sich auch auf dem Gebiete der Diplomatie diese Verschiedenheit kundgibt — ganz besonders die Mittheilungen über die mannigfachen Verhandlungen mit Preußen, und die Zähigkeit, mit welcher die dorthin gehenden Beziehungen ein gewisses Leben behaupteten noch geraume Zeit nach der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli). Noch nach dieser Schlacht setzte Rüdler dem Grafen Stadion die Pläne der deutschen Patrioten aus einander. Der österreichische Gesandte in Berlin, v. Wessenberg, brachte zur Kenntniß der österreichischen Kreise einen Antrag Blüchers, nach dem Beispiele Schills, nur mit einer zahlreicheren Mannschaft, loszubrechen. Metternich trug sich mit Gedanken weitaußsehendster Art: durch einen preussischen Definitivverzicht auf die 1807 eingebüßten Theile von Polen, sowie durch eine Abtretung Westgaliziens von Seiten Oesterreichs eine Wiederherstellung Polens zu ermöglichen, um dieses Polen mit Oesterreich, Preußen und England, mit der Türkei, Spanien, Portugal, Sicilien und Sardinien zu einem großen Bunde gegen Frankreich zu vereinen. Zu den Anfang des August endlich fällt jene Sendung Kneesebecks von dem preussischen Hof an den österreichischen, welche noch einmal ein Zusammenwirken der beiden Mächte bereits für diese Zeit in Aussicht stellte und auf welche dann die ähnliche Sendung des gleichen Mannes im Anfange des Jahres 1813 in so mancher Beziehung zurückwies.

Eine recht lebhafte Vorstellung von dem Zustand äußerster Schwankung zwischen Frieden und Wiederaufnahme des Krieges, in welchem sich der österreichische Hof noch Monate nach Abschluß des Waffenstillstandes von Znaym bewegt, wird uns durch die hier gebotenen Mittheilungen geschaffen. Befiegelung der erlittenen Niederlagen durch einen verlustvollen Frieden (Oktober) war der endliche Ausgang. Eben solchen Aufgaben, wie sie durch die Intentionen der österreichischen Politik von 1809 geboten waren, hatte sich denn doch dies österreichische Staatswesen seiner innern Beschaffenheit nach nicht gewachsen gezeigt. Von einem großen Reiz wird es immer sein, diesen Kaiserstaat von 1809 zu sehen, wie er auf so ganz andern Wegen, als auf denen er es früher zu üben gewohnt war, Deutschland mit sich fortzureißen, die Führung desselben zu gewinnen und deutsche Mittel für Zwecke in Bewegung zu setzen strebt, bei deren Verfolgung naturgemäß und wirklich, und nicht vermöge der Fiktionen einer abgelebten Reichsverfassung, die Interessen Oesterreichs und die höchsten Nationalinteressen Deutschlands sich zusammenfanden.

W.